

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 28

Artikel: Dominica Roncajoli [Schluss]

Autor: Bürki, Elsa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

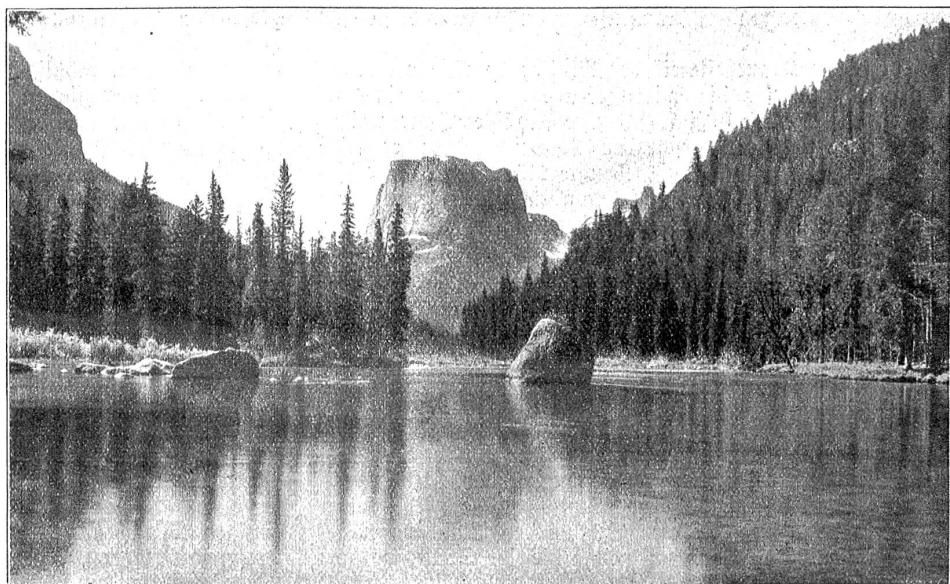
Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie steht es mit der Persönlichkeit Mays? Der Dichter hat kurz vor seinem Tode eine Autobiographie geschrieben. Sie ist im 34. Band der gesammelten Werke unter dem Titel „Mein Leben und Streben“ veröffentlicht. Man wollte darin wahrheitsgetreu Kunst geben über seinen Werdegang. Es steht neben Wahrheit auch viel Dichtung darin, aber die Lektüre des Buches vermittelt uns doch ein rundes scharfumrissenes Bild seiner Dichterpersönlichkeit. Wir lernen daraus auch die Jugendverschulden Mays begreifen.

Karl May wurde am 25. Februar 1842 im Weberstädtchen Ernstthal im Erzgebirge geboren als Sohn einer armen Weberfamilie. Bis zu seinem 5. Lebensjahr war Karl blind und der Obhut einer Großmutter anvertraut, die dem phantasievollen Knaben mit Märchenerzählungen unterhielt. Hier, in diesen frühesten Phantasierlebnissen ist wohl eine Hauptwurzel seines Schriftstellertums zu suchen, insbesondere seine Vorliebe zur Märchendarstellung und Symbolik. Ein geschickter Arzt gab ihm das Augenlicht wieder. Die Jugend blieb ihm aber getrübt durch die Armut und durch schlimme Erlebnisse, wie sie Kindern nicht erspart bleiben, die für den Familienunterhalt mitverdienen müssen. Der Vater war fleißig, aber wenig solid und launisch. Die Mutter war als Hebamme der Familie mehr als gut war entzogen. Zu den schlimmen Einflüssen der Gasse gefielte sich der einer ungezügelten Schundbüttel, die durch eine Leihbibliothek primitivster Art genährt wurde. Aus den hier zusammengelebten Ritter- und Räuberromänen und Indianer- und Detektivgeschichten schöpfe sich der junge May die literarischen Vorstellungen, die später die Grundlage seiner Schriftstellerei wurden. May wurde Lehrer. Im Seminar, das er zuerst besuchte, herrschte ein pietistisch müssiger Geist, der gut zu der geistigen Atmosphäre passte, aus der er stammte. Moralistisch gehoben wurde er hier jedenfalls nicht. Hier begann der eigentliche Leidensweg seiner Jugend. Wegen eines geringfügigen Eigentumsdeliktes — er schenkte seiner Schwester Herzenreste, die dem Abwart gehörten — wurde er aus dem Seminar ausgewiesen, aber dann in einem andern Seminar durch Verfügung des Kulturregierung wieder zugelassen. Später, als Lehrer in einer Fabriksschule, kam er unschuldigerweise in den Verdacht, eine Uhr gestohlen zu haben. Da er sich in der Verwirrung in Lügen verstrickte, wurde er zu vier Wochen Gefängnis und Entzug des Lehrerpatentes verurteilt. Solchermaßen seiner Stelle und seines Berufes beraubt, warf sich May auf die Schriftstellerei. Er schrieb volkstümliche Humoresken und Dorfgeschichten. An Verleger fehlte es ihm nicht, da diese Geschichten leicht und flüssig und spannend geschrieben waren. Sie offenbarten ein ursprüngliches Erzähltalent, auch wenn sie Kunst und Bildung vermissen ließen.

Karl May hätte auf diesem Wege zu einer gesicherten und auskömmlichen Existenz gelangen können. Allein die Gefängnisstrafe hatte seinem Ehrgefühl einen tödlichen Schlag versetzt. Sie hatte ihn seelisch entwurzelt. Die dunklen Mächte in ihm nahmen überhand. Er kämpfte mit Verzweiflung, aber erfolglos gegen sie. Er ließ sich weitere Verfehlungen gegen die Eigentumsgesetze zuschulden kommen und wurde zu vier Jahren Korrektionshaus verurteilt. Die Richter hielten ihn gestützt auf die Vorstrafe für einen



Der Mount Winnetou (Nordamerika), der dem Karl May-Roman „Winnetou“ den Namen lieb.

notorischen Verbrecher und bemäzen danach die Strafe. Ein Jahr wurde ihm daran geschenkt wegen guten Vertrags. May wanderte aus, nach Amerika, lehrte aber bald in die Heimat zurück. Das Schicksal verfolgte ihn weiter. Er wurde rücksäsig. Er beging wieder verschiedene Beträgerien, wurde flüchtig, aber in Österreich als Landstreicher aufgegriffen und ausgesiedelt und abermals zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, die er ohne Klagen und mit dem sehnlichsten Wunsche, ein neuer, besserer Mensch zu werden, absaß.

Das Zuchthaus wurde für May im schönsten Sinne des Wortes zur Besserungsanstalt. Er fand hier einen väterlich behorgten Direktor und freundliche Beamte, die ihn seiner Art und Bildung gemäß behandelten und beschäftigten. Er war Verwalter der Gefangenbibliothek und Mitglied des Bläserkorps der Haustapelle. Er durfte seine Freizeit zu schriftstellerischen Arbeiten benutzen. Die Manuskripte sandte er seinen Eltern, die ihm den Verkehr mit den Verlegern vermittelten.

(Schluß folgt.)

Dominica Roneajoli.

(Schluß.) Von Elsa Bürgi, Bern. (Nachdruck verboten.)

Die Jahre vergingen. Dominica war aus der Schule entlassen und zur Jungfrau erblüht. Noch trug sie die dicken Flechten über die Schultern hängen, aber ihr Gesicht war um Weniges schmäler geworden und ihr einfaches Kleid spannte sich über drängende Formen. Sie arbeitete nun für ihre Mutter, baute den Wein und den Mais, besorgte die Hühner, wusch am See und strickte für fremde Leute; denn die Mutter kränkelte schon seit Monaten und siegte langsam dahin. Dominicas Augen waren noch genau die heißenblütigen wie als Kind, nur waren sie langsamer geworden — sinnender.

Der Luigi drüben, mit dem sie als Kind getollt, half ihr oft die Reben binden oder die Trauben lesen oder kam des Abends unter die Haustür und plauderte mit ihr. Jeden freien Augenblick, den er erübrigten konnte, suchte er Dominica auf. Sie ging ihm aber aus dem Wege. Er hatte etwas so Aufdringliches. Wenn er Sonntags kam und sie zum Tanze einlud, lehnte sie ab. Freilich, getanzt hätte sie gerne, stundenlang, aber nicht mit dem Luigi. Und je mehr er sie aussuchte und aufstöberte, je mehr wünschte ihm aus. Und wenn er am Sonntagabend aus der Na-vegna kam und vom Tanz erzählte und ein ekliger Alkoholgeruch aus seinem Munde strömte, dann gemahnte es sie

an ihren Vater und zusammenschaudernd wandte sie sich von ihm ab. —

In dieser Krankheitszeit der Mutter besuchte oft Hochwürden des Dorfes die beiden Frauen. Es war ein noch junger Priester, hohe Gestalt, schwarzes, lockiges Haar, weißes Gesicht mit gütigen, forschenden Augen. Wenn er seine schmalen, blassen Hände auf gebeugte Köpfe legte, war das schon ein besonderer Trost. Er kam aus der Gegend von Mailand und war ein Mensch, dem unter der Soutane ein mitsühlendes, menschenfreundliches Herz schlug. Er kannte die traurigen Verhältnisse des Hauses Roncagoli und fühlte aufrichtiges Mitleid mit den beiden Frauen. Er redete mit Dominicas Mutter viel von ihrer Heimat, weil er sie kannte und auch schon dort war. Und wenn er erzählte, dann saß Dominica am Fenster und war seltsam still. Daß es so gute Männer gab wie Hochwürden, hätte sie nie geahnt. So frei und trozig Dominica sonst war, Hochwürden gegenüber war sie scheu, und wenn er an der Mutter Bett saß, konnte sie doch kein Auge von ihm wenden. Und wenn er gegangen, schloß die die Augen und hörte noch jedes seiner Worte — dann stund sie auf, ging an den Platz, wo er gesessen und legte ihre Hand auf genau dieselbe Stelle, wo vorhin seine Hand gelegen. — Sie tat es unbewußt. —

Einmal, es war an einem Samstagabend, als der junge Priester bei der Mutter saß, kam Luigi und fragte, ob sie mit auf den See komme. Dominica schüttelte heftig den Kopf, wandte sich unwillig von Luigi ab, wieder dem Priester zu. Nachdem sie Luigi hatte stehen lassen, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, ging er ohne Gruß aus der Türe. Dann kam er ein paar Tage nicht mehr, der Luigi, und als sie ihm begegnete, spottete er, ob sie wegen dem Pfaff nicht hätte kommen dürfen? Ob das ihr Beichtvater sei? Da schob Dominica das Blut jäh zu Kopfe und zornbebend sagte sie: „Du — du — rühr' mit deinen schmutzigen Händen nicht an Hochwürden. Das ist ein anderer Mensch als du — als wir. Dett laß' sein, du —!“ Hohnlachend wandte sich Luigi weg. Dominica spürte, wie jeder Nerv in ihr bebte, und auf einmal vergrub sie ihr Gesicht in ihren Händen, und ihr Leib zuckte von verhaltenem Schluchzen. Das, das durfte ja nicht sein! Heilige Mutter Gottes, wohin hatte sie sich verirrt? Sie griff mit beiden Händen in ihr Haar, wühlte darin herum, betete um Kraft und wußte in demselben Moment, daß hier beten nichts nützte; daß es auch nichts mehr nützte, wenn sie den Kopf in den Nacken warf und stolz sein wollte — ihre Liebe zum Priester Paolo stund hoch über ihrer Kraft und ihrem Stolz. — Diese Erkenntnis kam so jäh, so furchtbar, so gewaltig, daß Dominica unter ihrer Wucht zusammenbrach. —

Stiller noch als zuvor verhielt sich nun Dominica, wenn Priester Paolo zuweilen auf ein Stündchen kam, nach der Kranken zu sehen. Verschlossener noch wollte sie sein und wußte nicht, daß ihr die Liebe in den Augen brannte. Dominica wußte in ihrer Jugendnot nicht, wohin mit ihrer Qual. In die Kirche durfte sie nicht mehr, sie schaute sich davor, seitdem sie die Todesünde auf sich geladen. Trost konnte sie bei ihrer Mutter auch nicht mehr holen; denn deren Leben war dem Verlöschen nahe. Sie betete für sich in ihrem stillen Kämmerlein, flehte um Vergessen, glaubte, daß sie nun überwunden — und wenn Hochwürden im Zimmer stand, da stürzten alle ihre guten Vorläufe wie ein Kartenhaus zusammen, und ihre Augen verrieten ihr ganzes Geheimnis.

Bon dem allein merkte Dominicas Mutter nichts mehr. Ihr Lebensfünkchen sank langsam in sich zusammen.

Aber Priester Paolo hatte das letzte Mal, als er bei der Mutter war, Dominica seltsam forschend angeschaut. Und als er an ihr vorüber aus der Türe trat und sie alleine war, verbarg sie den Kopf in ihren Armen, um ein trockenes Schluchzen zu ersticken.

Mitten in der Nacht war es, als Dominicas Mutter nach

der letzten Wegzehrung verlangte. So lange sich Dominica auch hatte darauf vorbereiten können, das Furchtbare kam ihr nun doch zu plötzlich. Voller Hergensangst sah sie, wie bläuliche Ränder sich um Mutters Augen, Nase, Mund und Fingernägel zogen, und ein aufwühlender Jammer schnürte ihr die Kehle zu. Notdürftig angezogen eilte sie, den Priester zu holen. — Als sie zurückkam, lag die Mutter schweratmend in ihren Rissen. Der Priester kam. — Ein hartes Sterben begann — und als alles vorüber war, da suchten verzweifelte Hände nach den kalten Händen der Mutter.

Seitdem Maria Roncagoli gestorben, war es unheimlich still im kleinen Häuschen am See. Dominica konnte sich kaum aufraffen, das Nötigste zu schaffen. Wäre doch die Mutter noch da! Was sie früher mit Leichtigkeit gearbeitet, kam ihr jetzt so schwer vor, weil sie es einsam tun mußte. Der Vater ließ sich selten mehr zu Hause blitzen. In allem, was sie tat, spürte sie das Fehlen der Mutter. Erst jetzt kam ihr zum Bewußtsein, wie verlassen sie eigentlich war. Was hätte sie darum gegeben, einen einzigen Menschen zu besiegen, dem gegenüber sie sich hätte aussprechen können. Sie dachte an Priester Paolo. Dieser Weg war ihr durch ihr eigenes Herz versperrt — und nun wußte sie plötzlich auch, was ihr fehlte. Priester Paolo war seit der Mutter Tod nicht mehr da gewesen! —

Und eines Tages kam er, und als er in die Stube trat, setzte ihr Herzschlag aus. Ein Zittern befiel sie und eine Blutwelle brannte ihr bis in die Haarwurzeln. Wieder ruhte der forschende Blick des Priesters auf ihr. Sie senkte ihre Augen und eine wallende Unruhe kam in ihr Blut. „Dominica“, sagte Priester Paolo, „warum kommst du nie mehr in die Kirche?“ Dominica schwieg. Der Priester wartete eine Weile, dann nahm er Dominicas Hand und fragt: „Dominica, willst du dich mir nicht anvertrauen? Kann ich dir nicht helfen?“ Sie schüttelte nur leise den Kopf ohne aufzusehen. „Dominica“, fuhr der Priester fort, „wäre es nicht das Beste, wenn du von hier fortgingest und dir irgendwo einen Dienst suchen würdest? Du kämst eher über das Schwere hinweg, das dich getroffen.“ Da hob Dominica den Kopf und ein jähres Erschrecken ging durch ihre Züge. Und plötzlich schlug sie ihre beiden Arme um des Priesters Hals und stotterte: „Hochwürden, lassen Sie mich hier bleiben, hier in Ihrer Nähe. Ich kann nur da leben wo Sie leben!“ Mit einem einzigen Ruck löste Priester Paolo ihre Arme von seinem Halse und wich einen Schritt zurück. Seine Fingerspitzen bebten. Sprechen konnte er nicht.

Da floh Dominica aus dem Zimmer.

Betroffen von der Leidenschaftlichkeit Dominicas und dem Durchbruch ihrer Liebe kam Priester Paolo in sein Zimmer. Was sollte er tun? Was sollte werden? Er legte seine Stirne auf die Tischplatte und ließ den ganzen Vorgang noch einmal an sich vorüberziehen. Und da spürte er wieder zwei warme, volle Arme um seinen Hals, spürte eine junge, volle Brust sich an ihn drängen und sah in zwei zerquälte Augen, in denen Stolz mit Liebe stritt. Er hörte noch das stotternde Geständnis — und fühlte plötzlich, wie sein Blut aufrauschte. Er sprang auf, riß weit die Fenster auf und badete sein heißes Gesicht im frischen Wind. Es brachte ihm keine Erleichterung. Sein Blut schlug Wogen. Er schritt von einem Zimmerende zum andern — er wog — verwarf — verzweifelte an sich und riß sich wieder hoch. Und als der Morgen kam, hatte Priester Paolo sein Gleichgewicht noch nicht wieder gefunden.

Wochen verstrichen. Priester Paolo und Dominica hatten sich nicht wieder gesehen. Der Priester hatte sich selbst wieder gefunden, alles Sündhafteste in sich niedrigerungen und dachte nur mit schmerzlichem Mitleid an Dominica.

Heute Sonntag morgen hatte er Frühmesse zu halten droben in der Madonna. Im Zwielicht stieg er zur Madonna hinauf. Es war ein Frühlingsmorgen voller Schönheit. Noch

lag das Städtchen im Dunkel, nur über die Bergspitzen kroch Licht. Rosiger Schein überflutete von Osten her langsam den Himmelsdom. Minosen blühten zu Tausenden und ihr schwerer Duft weckte Frühlingsverlangen. Camelien leuchteten in dunklem Blättergrün und die Magnolien ragten wie weiße Hochaltarkerzen himmelwärts. —

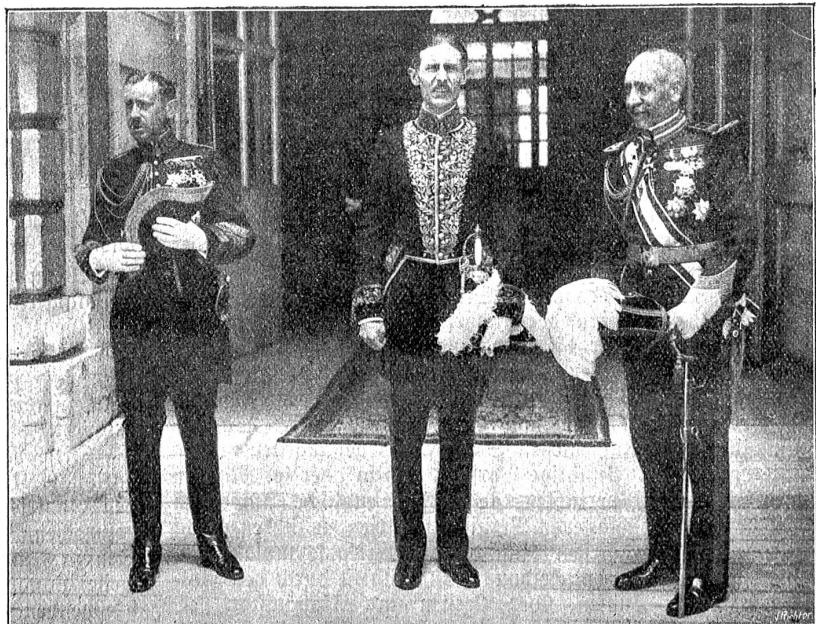
In der Madonna angelkommen, trat er unter den Laubengogen im Klostergang und trank seine Seele voll Frühlingsluft. Dann erst begann er sein Amt. In der Kirche herrschte Dämmerlicht. Kerzenschein zuckte über gebeugte Köpfe. Es waren nicht viele Leute in der Kirche heute. — Als er seinen Segen gesprochen, gewährte er plötzlich Dominica in der vordersten Bankreihe. Durchsichtig weiß leuchtete ihr Gesicht unter dem schwarzen Spitentuch. Ihre Lippen beteten, aber ihre tiefliegenden Augen suchten die seinen. Und als ihre Augen die seinen gefunden und einen Herzschlag lang ihr Blick in seinem gelegen, stand sie müde auf und verließ die Kirche.

Als Priester Paolo wieder den Heimweg antrat, wählte er den Weg, der hinter Hand hinabführte. Wie er an die erste Wegbiegung kam, stand Dominica vor ihm. Langsam kam sie auf ihn zu und ihr leidvolles Gesicht redete eine deutliche Sprache. „Willst du etwas, Dominica“, frug Priester Paolo freundlich und blieb stehen. Es schien, als wolle sie etwas sagen, schwieg aber und stieg wieder zur Madonna hinauf. Einen Moment lang sah Priester Paolo ihr nach, dann setzte er seinen Weg fort. Er begegnete keinem Menschen. Kirchenstill war es um ihn. Die Begegnung mit Dominica bedrückte ihn. So konnte es nicht weiter gehen. Etwas mußte geschehen. Aber was? Dominica ging an ihrer unglückseligen Liebe zu Grunde, und ihm nahm es das klare Denken. Sollte er sich verzeihen lassen? Von da weg, wo er so gerne war und anfing, Wurzeln zu fassen? Dominica wußt nicht von seiner Seite, das wußte er. Und was sollte werden, wenn sie ihre Liebe schon zu ihm in die Kirche trug? In ihren großen Augen stand die Liebe mit Flammenschrift geschrieben, man mußte sie daraus lesen. Und wenn andere sie auch lasen? Heiß stieg es ihm zu Kopf bei diesem Gedanken.

Zu Hause angelkommen, durchschritt er ruhelos sein Zimmer und kämpfte mit sich. Es war ein langer, harter Kampf. Da klopfte es. Verstört trat die alte Lukrezia ein und berichtete, man hole ihn vom Spital zur Dominica Roncajoli. Sie sei droben an der Madonna abgestürzt, habe sich den Rückgrat verletzt und liege im Spital am Sterben.

Priester Paolo hätte beinahe den Halt verloren. Sein erster Gedanke war: Dominica Roncajoli — was tatest du? — Die Füße schienen ihm den Dienst versagen zu wollen. Da gemahnte Lukrezia zur Eile. —

Als er ins Sterbezimmer der Dominica Roncajoli trat, konnte er im Moment das blutleere Gesicht nicht vom weißen Bettlaken unterscheiden. Als fühlte die Sterbende seine Nähe, hob sie die Augenlider. Der Ausdruck war jedoch verschleiert und ohne Bewußtsein. Priester Paolo deutete der Schwester, die neben Dominica saß, zu gehen. Dann beugte er sich über Dominica und rief ihren Namen. Sie hörte es nicht. Er berührte mit sachten Händen ihre Stirne. Sie war mit kaltem Schweiß bedeckt. Da stieg es heiß in des jungen Priesters Seele auf und ihm war, als lege sich eine schwere Faust auf seine Brust. „Dominica — muß ich dich so wieder sehen? —“ Priester Paolo begann seines heiligen Amtes zu walten — es war ihm noch kein Amt so schwer gefallen, wie dieses. — Und als er fertig war, war auch das Leben der Dominica Roncajoli zu Ende. Ohne das



Maxime de Stoutz, der neue Schweizer-Gesandte in Madrid nach seiner Antritts-Audienz beim König von Spanien.

Bewußtsein wieder erlangt zu haben, war sie eingeschlafen. — Vielleicht, daß sie noch dunkel die weichen Hände des Priesters Paolo gespürt und daß ihr dieselben zu einem leichten Sterben verholfen — vielleicht! —

Politische Wochenschau.

Die Welt ist immer noch recht weit vom wirtschaftlichen Frieden entfernt. Ja, nach der Meinung der Leute, die vermöge ihrer Kenntnis der östlichen Dinge, der Zukunft tiefer ins Auge blicken als wir Alltagsmenschen, bereitet sich eine noch intensivere Kriegs- und Revolutionsepoke vor, als wie wir sie in den letzten 10 Jahren erlebt haben. Die heutigen Vorgänge in China sind für sie das sichere Anzeichen, daß diese neue Epoche bereits in der Entwicklung sich befindet. Asien ist erwacht; ja, es marschiert bereits.

Der Unterschied zwischen dem Boxeraufstand vor 25 Jahren und den heutigen ausländerfeindlichen Unruhen ist auffällig. Damals lagen kulturelle und religiöse Beweggründe vor, heute sind es wirtschaftlich-nationalistische. Damals war es eine Sache, die den Aufstand inszenierte; heute stehen die Intellektuellen an der Spitze der Bewegung und die Arbeitermehrheit und die Armee sind dazu mobilisiert. Zuerst nur ein Streit, hervorgegangen aus Lohnstreitigkeiten in den Seidenfabriken von Shanghai, ist heute bereits die ganze nationale Frage aufgerollt, erklärt der „christliche“ General Feng Ikon, seine ganze Kraft für die Befreiung Chinas vom Sklavenjoch der Weißen und Japaner einzusetzen zu wollen. Es geht ganz offenbar nicht bloß um die Abschaffung der Extraterritorialitäten, d. h. des Vorrechtes der in China niedergelassenen Ausländer, eigene Post und eigenes Recht zu genießen unter dem Schutz der heimischen Staatsvertretung. Japan, England und Amerika wären bereit, über diese Dinge mit China an einer Konferenz zu unterhandeln, trocken klar zutage liegt, daß ohne Konsularschutz im gegenwärtigen China der fremde Kaufmann und Ingenieur nicht existieren könnte. Die chinesischen Gewaltshaber zeigen aber bis heute keine Bereitschaft, mit den Mächten zu unterhandeln, solange dies nicht auf dem Boden der Gleichberechtigung geschehen kann, d. h. solange ihre Hauptstädte noch unter der Bedrohung der fremden Kanonenboote stehen. Inzwischen geht die auslandfeindliche Agitation von